



Unsichtbar

Sie sind gefragt wie nie. Fahrradkuriere liefern täglich Essen an Hunderte Kunden aus. Harte Arbeit und wenig Lohn sind ihr Alltag.

Text: Ivan Gufler; Fotos: Dominik Hofer



Fotos: Dominik Hofer

Erst, wenn der Fahrradkuriere losradelt, verdient er Geld, er wird nach Minuten bezahlt: Die Männer, die Essen liefern, haben einen harten Job, in der Pandemie waren sie gefragt – auch wenn sich nur die Wenigsten bei ihnen bedanken.

Lautes Quietschen zerreißt die kalte Luft. Knapp vor einem Auto, das zu schnell unterwegs ist, bleibt das klapprige Fahrrad stehen. Das wutverzerrte Gesicht der Wagenlenkerin taucht am Fenster auf, dann zieht sie weiter.

Der Mann auf dem Fahrrad scheint ungerührt von der Beinahe-Katastrophe. Entspannt rückt er seinen quadratischen Rucksack zurecht, dessen neonblaue Farbe sich mit der gleichfarbigen Jacke vermischt. Unbeholfen sieht er dabei nicht aus. Es scheint eine routinierte Bewegung zu sein, die er schon Hunderte Male genauso durchgeführt hat. Er tritt in die Pedale, stoppt sie an seinem linken Fuß, wirft einen Blick zurück und setzt sich wieder in Bewegung.

Der Mann auf dem Fahrrad hat einen Namen, ein Gesicht und eine Geschichte. Nichts davon will er preisgeben. Somit bleibt er einfach ein junger Mann, Ende 20, austauschbar. Seine harten Gesichtszüge lassen ihn älter erscheinen. Seit über fünf Jahren ist das Fahrradfahren sein Beruf.

Hunderte Fahrradkuriere, genannt Rider, sind in den italienischen Städten unterwegs, auch in Bozen sind es einige Dutzend. Sie liefern Essen und Getränke aus, mittlerweile auch Pakete und ähnliches. Erkennbar sind sie an ihrer Arbeitsuniform, folienartige Jacke und würfelförmiger Rucksack, beides in Neonblau. Das Fahrrad, mit dem sie die Ware zustellen, bringen sie selber mit.

Das Fahrrad des jungen Mannes hat seine besten Zeiten schon hinter sich. Die ausgebleichene Farbe blättert ab. Die Kette ist rostig. Ihr lautes Klappern vermischt sich mit dem Rauschen des kalten Gegenwindes, während ihr Besitzer entlang des Bahnhofsparks in die Altstadt fhrt. Viele der Fahrradkuriere sind mit solchen Fahrrädern unterwegs. Wenig Luft im Reifen, rostige Ketten und Bremsen, von Klingel oder Rückstrahlern keine Spur. Reparaturen sind teuer.

Das Problem ist bekannt, weshalb die Gewerkschaft AGB/CGIL in Zusammenarbeit mit mehreren Bozner Vereinen eine Fahrradwerkstatt ins Leben gerufen hat. Im „Spazio 77“ in der Dalmatienstrae haben Rider die Möglichkeit jeden Dienstag ihr Fahrrad zu reparieren. Freiwillige gehen ihnen dabei zur Hand. Der kostenlose Dienst ist eine Notlösung, nicht mehr.

Während dem Fahren nimmt der junge Mann mit der rechten Hand sein Smartphone aus der Jackentasche. Mit der anderen Hand auf der Lenkstange weicht er einem schräg geparkten Auto aus. Nach kurzem Tippen scheint er fündig geworden zu sein. Ein Schwenk nach rechts und er kommt vor einem hohen Gebäude zum Stehen. Quietschende Bremsen, klappernde Kette. Er steht am Waltherplatz. Es ist Mittagszeit. Kaum jemand ist unterwegs.

Das rot gestrichene Restaurant ist eines der vielen Bozner Lokale, die ihre Speisekarte über den Lieferservice Deliveroo anbieten. Der Kunde wählt sein Gericht, gibt seine Adresse an, bezahlt. Alles läuft bers Smartphone. Der Algorithmus entscheidet dann: Wer darf liefern? Wer schnappt sich den Auftrag?

Wichtig ist dabei der aktuelle Standort des Kuriers. Auch die Anzahl seiner bisherigen Lieferungen und die Schnelligkeit werden berücksichtigt. Das Ergebnis ist eine Art imaginäre

Rangliste: Arbeite viel und schnell, dann gibt es mehr Aufträge – damit lockt der Arbeitgeber. Theoretisch kann ein Rider einen Auftrag auch ablehnen, praktisch kommt es kaum dazu. Zu groß ist die Angst vor einem Abrutschen in der Rangliste, die offiziell gar nicht existiert.

Mit bereits halb geöffnetem Rucksack verschwindet der Fahrradkuriere durch die rote Tür im Inneren des Lokals. Durch die große Fensterwand ist zu sehen, wie sein Blick durch den Raum schweift. Er bleibt an ein paar Gästen hängen, die sich tatsächlich die Mühe gemacht haben, physisch im Restaurant zu erscheinen.

Er wirkt wie ein Fremder, der mit seiner neonblauen Erscheinung das rötliche Ambiente stört. Trotzdem schenkt ihm eine Mitarbeiterin hinter dem roten Tresen keine Beachtung. Erst als er das Smartphone über seinen Kopf hebt, nimmt sie Notiz von ihm. Sie wirft einen hektischen Blick auf die Kennnummer seines Auftrages, die auf dem Gerät zu sehen ist. Sie verschwindet durch die Hintertür. Er lehnt sich wartend an die Wand. Mit geschlossenen Augen, als würde er den Moment der Ruhe genießen. Einen Augenblick später taucht die Mitarbeiterin wieder auf. Sie stößt einen Pfiff aus und wirft ihm eine dunkelbraune Papiertüte zu. Die Mühe, ihren Platz hinter dem Tresen zu verlassen, macht sie sich nicht. Plötzlich aus seiner Trance gerissen, fängt er die Bestellung mit einer ungeschickten Bewegung auf. Er blinzelt kurz.

Jetzt ist er für die Tte verantwortlich. Rucksack über der Schulter, Papiertüte in der Hand. So verlässt er das Lokal, aus dem fröhliches Gelächter auf die Straße dringt. Einen Moment blickt er zurück, als wolle er sich den Ort noch gut einprägen. Dann geht plötzlich alles ganz schnell. Reißverschluss zu, die Bestellung im isolierten Rucksack verstaut. Er schwingt sich auf das Fahrrad. Ein kurzer Blick auf das Smartphone, das nun seinen Zielort anzeigt. Schon ist das Gerät wieder in den Tiefen der Jackentasche verschwunden, die Pedale in der richtigen Position am Fuß. Noch ein tiefer Atemzug, bevor die Fahrt beginnt. Dann tritt er in die Pedale.

Als sich das Fahrrad vorwärts bewegt, beginnt seine eigentliche Arbeitszeit. Mit dem Drehen der Räder wird er bezahlt, jetzt ist er gegen Unfälle versichert – Letzteres ohnehin erst seit Kurzem. Der vor einigen Monaten von den Gewerkschaften ausgehandelte Mindestlohn von 10 Euro pro Stunde findet nur minutenweise Anwendung. Jede Minute vom Lokal zum Kunden wird nach diesem Tarif bezahlt, etwa 17 Cent alle 60 Sekunden.

Das Warten auf einen Auftrag. Das Ausharren im Restaurant. Der Rückweg vom Kunden zum nächsten Lokal. All das ist Freizeit. Ohne Bezahlung, ohne Versicherung. Möglich wird das, weil kein Rider offiziell fest angestellt ist. Sie sind Selbstständige, die ihre Dienste dem Lieferkonzern zur Verfügung stellen. Somit gibt es auch keinen Krankenstand, Lohnausgleich oder Sozialversicherung. All das müssen sie selbst organisieren und bezahlen. Kaum jemand macht sich diese Mühe. Wer nicht arbeitet, bekommt nichts.

Das Warten auf einen Auftrag. Das Ausharren im Restaurant. Der Rückweg vom Kunden zum nächsten Lokal. All das ist Freizeit. Ohne Bezahlung, ohne Versicherung. Möglich wird das, weil kein Rider offiziell fest angestellt ist. Sie sind Selbstständige, die ihre Dienste dem Lieferkonzern zur Verfügung stellen. Somit gibt es auch keinen Krankenstand, Lohnausgleich oder Sozialversicherung. All das müssen sie selbst organisieren und bezahlen. Kaum jemand macht sich diese Mühe. Wer nicht arbeitet, bekommt nichts.

Sieger
2020/21

NACHWUCHS
TALENTE
Fahrrad-Grüner-Schillerpreis

Am Verdiplatz biegt er nach links ab. Es geht abwärts. Locker lässt er das Rad hinabrollen, unter der Eisenbahnbrücke hindurch. Er tritt in die Pedale, als die Strecke steiler wird. Das Klappern der Kette wird zu einem lauten Knattern. Der quadratische Rucksack schwingt hin und her. Das schwere Atmen ist zu hören. Die Räder drehen sich langsamer. Noch einmal stöhnt das klapprige Zweirad auf, dann kommt es zum Stehen. Er streckt das rechte Bein aus und verhindert in letzter Sekunde einen Sturz. Er steigt vom Fahrrad, keine Spur mehr von der anfänglichen Eleganz. Die Lenkstange fest in den Händen, schiebt er das Fahrrad wackelig den steilen Weg hinauf. In der Ebene angekommen, hat er es eilig. Das Schieben hat wertvolle Zeit gekostet. Diesmal ist kein Schwung mehr zu erkennen. Bestenfalls ein hastiges Aufsteigen, bevor er wieder in die Pedale tritt.

Warum er bereits so lange als Rider arbeitet, kann oder möchte er nicht erklären. Andere Perspektiven sieht er für sich nicht. Der Job auf dem Fahrrad sei leicht zu kriegen und einfach zu behalten. Jeden Tag zu arbeiten mache ihm mittlerweile nicht mehr viel aus. Manchmal sei es sicher schwer, sich im Winter bei Minusgraden auf das Fahrrad zu schwingen. „Dicke Kleidung tragen“ ist seine Antwort darauf.

Er lässt das Stadtzentrum hinter sich. Die Gebäude werden kleiner, die Straßen breiter, die vorbeiziehenden Autos schneller.

Das Rauschen des Eisack schwillt an und übertönt schließlich die Geräusche, die das Fahrrad von sich gibt. Kein Quietschen, kein Rattern. Nur das gleichmäßige Rauschen des Wassers. Der eisige Fahrtwind im Gesicht.

Die Zeit drängt. Er legt an Geschwindigkeit zu. Die Umgebung verschwimmt. Sie wird zu einem Strom aus Farben und Formen, der sich wie das Wasser des Flusses in die entgegengesetzte Richtung bewegt. Es wirkt, als müsste er gegen den reißenden Strom anstrampeln.

Viel Mühe und auch Gefahr ist mit dem Lieferjob auf dem Fahrrad verbunden. Der Bozner Stadtverkehr ist trotz zahlreicher Fahrradwege gefährlich und unsicher. Der geringe Lohn erlaubt den meisten hauptberuflichen Ridern keinen freien Tag. Massive körperliche Anstrengung bei zehn bis zwanzig Lieferungen am Tag. Quer durch die ganze Stadt. Sieben Tage die Woche.

Der Job ist alles andere als ein Kinderspiel, der Zugang zu ihm könnte aber einfacher nicht sein: Es reicht eine digitale Anmeldung und das Hochladen eines Ausweisdokuments. Wenig später bekommt man Jacke und Rucksack zugeschickt und kann sofort loslegen. Nur ein Fahrrad und Zeit wird verlangt. Als Nebenjob für Studenten unkompliziert und bequem, um etwas Geld dazuzuverdienen. Für hauptberufliche Rider, von denen viele Migranten oder Arbeitslose sind, bedeutet es tagtäglich Knochenarbeit.

An einer roten Ampel muss der Mann Halt machen. Er stützt sich auf dem linken Fuß ab. Energisch hämmert er auf den runden roten Knopf am Ampelmast. Wer an einer Ampel steht, weiß, wie langsam die Zeit vergehen kann. Endlich leuchtet das grüne Licht auf. Fuß in die Pedale, Hände fest auf der Lenkstange. Er ist mittlerweile in der Zielstraße angelangt. Das Rauschen des Flusses wird leiser, bis es nur noch ein fernes Echo ist. Ein metallenes Schild markiert die Eingangstür von Hausnummer 25. Ziel erreicht.

Die Routine beginnt von Neuem. Quietschende Bremsen. Abstieg vom Fahrrad. Mit der Hand wischt er sich übers Gesicht. Trotz des kühlen Fahrtwindes ist kalter Schweiß auf seinem Gesicht zu sehen. Zielstrebig geht er auf die Eingangstür zu, streckt die Hand nach der goldenen Türklinke aus. Sie lässt sich nicht bewegen. Er drückt auf einen der vielen Klingelknöpfe. Gebannt starrt er auf das Namensschild daneben. Ein metallisches Knacken.

Eine hohe Stimme meldet sich, will wissen, wer unten steht. Er murmelt etwas von einer Lieferung. „Deliveroo?“, ertönt es schrill aus der Anlage. Ein nachdrückliches Ja seinerseits. Dabei nickt er, als könne die Person am anderen Ende der Leitung ihn sehen. Lautes elektrisches Surren ist die Antwort. Diesmal gibt die Tür nach.

Im Treppenhaus ist es dunkel. Es riecht nach Zigaretten. Rasch steigt er die kalten Granitstufen hoch, immer höher. Irgendwann ist sein Weg zu Ende. Eine beige Holztür wird aufgestoßen. Warmes Licht flutet den schummrigen Flur. Er bleibt noch auf der Treppe stehen, als eine junge Frau im Türrahmen erscheint. Ihr schwarzes Haar ist zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie kaut Kaugummi. Auf seinen Blick antwortet sie nur mit einem Nicken.

Er lässt den Rucksack auf den Boden sinken und bückt sich. Während das Geräusch des Reißverschlusses ertönt, verharrt er in gebeugter Haltung in der Dunkelheit unter ihr. Sie steht aufrecht, sieht demonstrativ zur Seite, ist getaucht in den goldenen Schein des Lichts aus der Tür. Der Kunde ist buchstäblich König.

Die Tür fällt mit einem Klicken ins Schloss. Die Frau hatte ihm die Lieferung abgenommen, ein Dankeschön gemurmelt und war wieder verschwunden. Er wird ihr nicht im Gedächtnis bleiben, er ist austauschbar. Auch er wird sich nicht länger an sie erinnern. Die vielen Lieferungen sind für ihn zur Routine geworden.

Die Arbeitszeit ist nun offiziell vorbei. Erst im nächsten Lokal wird sie wieder beginnen. Sein Gang ist merkwürdig federnd, als sei eine Last von ihm abgefallen. Dabei ist sein Rucksack, der nun leer ist, nur geringfügig leichter geworden. Und die Mittagszeit ist schließlich noch lange nicht vorbei.

Aufstieg, Pedale, vorwärts. Diesmal ist die Ampel bereits grün. Diesmal radelt er mit dem Strom des Eisack zurück in das Stadtzentrum. Ihm scheint nun alles leichter zu fallen. An der Kreuzung muss er nach rechts abbiegen. Ein kleiner Junge kommt mit einem hellroten Fahrrad aus der Gegenrichtung. Beide bremsen. Beide sehen sich einen Moment an. Dann macht der Junge mit dem Kopf eine Bewegung. Der Mann in Neonblau soll zuerst fahren.

Es scheint das erste Mal zu sein, dass ihn jemand wirklich gesehen hat. Die hellen Farben sollen eigentlich Aufmerksamkeit erregen, den Verkehr warnen. Der Mensch in der Kleidung aber wird verwechselbar. Sie machen ihn unsichtbar. Ein Augenblick verstreicht, bevor der junge Mann der Aufforderung nachkommt. Er tritt in die Pedale und biegt nach rechts ab. Zurück ins Stadtzentrum, wo er auf den nächsten Auftrag hofft.

Damit sich der Arbeitstag lohnt, muss er in den nächsten beiden Stunden noch fünf Lieferungen erledigen. Wenn es mehr als zehn werden, wird er seinen drei Mitbewohnern von einem guten Tag erzählen können. Auch sie arbeiten als Fahrradkurier, legen mit ihm ihren Verdienst für eine gemeinsame Zweizimmerwohnung zusammen. Für mehr reicht es nicht. Ein neues Fahrrad würde er sich aber gerne anschaffen, um schneller unterwegs zu sein.

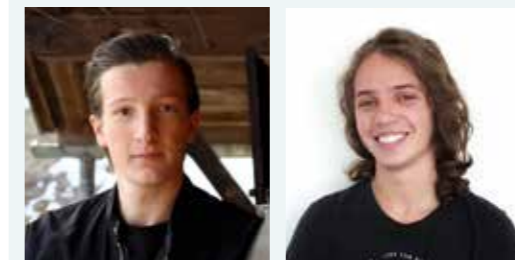
Trotz aller Schwierigkeiten ist zwischen den Ridern ein starker Gemeinschaftssinn zu spüren. Beim Warten stehen sie zusammen in

Gruppen, sprechen und lachen auch miteinander. Ihre gemeinsamen Erfahrungen einen sie, unterscheiden sie von allen anderen.

Er erreicht den Waltherplatz. Immer noch ist es Mittagszeit. Das Klappern der Kette geht im Quietschen der Bremsen unter. Als das Fahrrad still steht, ist ihm die Erschöpfung anzusehen. Er lässt seine Arme locker auf der Lenkstange und schaut mit hängendem Kopf zu Boden. Atmet tief ein und aus. Ein lauter Ton aus seiner Jackentasche lässt ihn wieder hochfahren. Ein kurzer Blick auf das Smartphone. Pedale am Fuß, Lenkstange fest im Griff. Der nächste Auftrag ist da. ■

Der **Gabriel-Grüner-Schülerpreis** (ein Projekt von ff, Agentur Zeitspiegel, Bildungsdirektion des Landes Südtirol und Bildungsausschuss der Gemeinde Mals) richtet sich an Schülerinnen und Schüler der Oberschule (4. Klasse) aus ganz Südtirol. In vier Workshops lernen sie, wie man eine Reportage in Wort und Bild verfasst. Der Preis ist benannt nach dem Südtiroler Stern-Reporter Gabriel Grüner, der 1999 im Kosovo ermordet wurde.

In dieser Ausgabe bringen wir die Siegerreportage von Ivan Gufler, 18, aus Lana (unten rechts) und von Dominik Hofer, 18, aus dem Sarntal (unten links). Sie besuchen die Technische Fachoberschule (Fachrichtung Informatik) in Bozen. Gufler begeistert sich für Kunst und Kultur, liest und schreibt gerne und würde das gerne auch in seinem zukünftigen Beruf unterbringen; Hofer kocht gerne, hat sich das Fotografieren selber beigebracht und interessiert sich für Film und Fashion. „Wir haben“, sagen sie, „viel Neues gelernt, selten kann man sich in einem Workshop so gut selber ausprobieren.“ Wer will, kann es bei den nächsten Workshops selber versuchen. Sie beginnen im Oktober (Anmeldung über die Schule).



Die „Rider“ haben oft nur ein klappriges Rad, sie müssen es selber mitbringen: Hier, im Fahrradladen in der Dalmatienstraße in Bozen, können sie ihr Arbeitsgerät kostenlos reparieren lassen.